

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Freiburger Zeitung. 1784-1943 1896

206 (10.9.1896) 1. Blatt

Freiburger Zeitung.

Unparteiische Tageszeitung für Stadt und Land.

Oberbadischer General-Anzeiger

mit Holzverkauf- u. Submissionsverkündiger für den badischen u. württemberg. Schwarzwald u. das Elß.

Die Freiburger Zeitung erscheint an jedem Werktag. Abonnementspreis: Vierteljährlich für die Stadt Freiburg M. 1.50. Auswärts: bei Abholung am Postschalter M. 1.50; bei Zustellung durch den Briefträger M. 1.90. Anzeigen kosten die entsprechende Zeitungspreise in der Stadt Freiburg 10 Pf., amtliche Anzeigen 15 Pf., auswärtige Anzeigen 20 Pf., Reklamen 40 Pf. — Redaktion und Expedition Schwabstraße 4. — Fernsprechanschluß Nr. 24. Rotationsdruck und Verlag der Universitätsdruckerei von G. W. Böden & Sohn (E. Köppen und Max Drimann), Freiburg i. B. Verantwortlicher Redakteur: Max Wittich; für den Inseratenteil verantwortlich: O. Wenzel, beide in Freiburg i. B.

Nr. 206. 113. Jahrgang.

Beilagen: Der Feierabend, Unterhaltungsblatt für Oberbaden und den Schwarzwald, Oberbadischer Rathgeber für Wein-, Obst- und Gartenbau, Land- und Forstwirtschaft, sowie für Handel u. Industrie.

Donnerstag, 10. September 1896.

Zum 70. Geburtstage unseres Großherzogs.

Herzog Ernst von Koburg-Gotha hat in seinen Denkwürdigkeiten beklagt, daß die Verdienste eines der deutschen Fürsten um die Entwicklung Deutschlands noch viel zu wenig gewürdigt seien. Und mit diesem Fürsten meinte er die volksthümliche Gestalt des Großherzogs Friedrich von Baden.

Soeben ist unser Land gerüstet, so viel an ihm ist, Grüße und Huldigungen darzubringen zum 70. Geburtstage des Landesvaters, in dem wir die „Verkörperung des deutschen Einheitsgedankens“ vor uns sehen.

„Du Wahrheitskürnder und Du Fortschrittsstreiter, — Du zogst dahin auf Deinen Segenspfaden, — Vom Heimathstaate in's Kaiserreich und weiter, — Ein Freiheitsfürst und doch von Gottes Gnaden“, — so singt der greise Wilhelm Schring, und daß die vom Dichter gepriesenen Tugenden in der Volkseele ihre Wirkung nicht verfehlt haben, das beweisen nun wieder überwältigend all' die Zeichen der Liebe und Treue, mit denen man den Herrscher unseres Badner Landes überschüttet. Wenn auch Jubel und Trübel dort, wo der Siebzigjährige wohnt, in Karlsruhe, ihren Mittelpunkt haben, so wird doch kein Haus im Lande sein, in dem man nicht mit Verehrung des Gefeierten gedächte. Und wo sich die Gelegenheit bietet, wie in Freiburg, wird die Bürgerschaft die Veranstaltungen der Behörden durch ihre Theilnahme gern zu würdigen Zeichen des Dankes gestalten.

Welch' ein Mann ist unser Großherzog noch mit seinen 70 Jahren! 70 Jahre währt des Menschen Leben nach dem Buch der Bücher, und wie hat der selige Böß uns den 70. Geburtstag eines Mannes so idyllisch geschildert, der in thatenreichem Leben allezeit redlich seine Pflicht erfüllte: Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofeus, — Saß der redliche Lamm in dem Lehnstuhl.... — Oft nun faltend die Händ'....

Dieses Gemälde, wie es das Herz des Dichters schuf, steht sicherlich dem Gemüth des deutschen Volkes nahe. Die uns alle anheimelnde Traulichkeit spricht daraus: die Traulichkeit, die man sich zu jedem deutschen Hause denkt, auch zu dem Hause drüben über dem Meer, sofern nur eines deutschen Mannes Faust darin schafft, eine deutsche Mutter in ihm singt, ein deutsches Frauenherz in ihm schlägt.

Im Heim unseres Großherzogs herrscht das stille Glück. Aber der nun siebzigjährige Fürst denkt noch nicht an die behagliche Beschaulichkeit der Alten; er läßt sich vom Schaffen und Streben da draußen in der Welt, von der Erfüllung seiner Pflichten, nicht abhalten: seit er Generalinspekteur und Generaloberst der Kavallerie ist, sieht man ihn auch an glühendheißen Sommertagen mit scharfen Augen die Truppen mustern, in deren straffer Ausbildung er seiner Zeit Preußen schnell gefolgt ist. Und wo elementare Gewalten dem mit Naturschönheiten reich gesegneten Lande Schaden bringen, ist unser Fürst sicherlich sofort mit Rath und That zugegen.

Großherzog Friedrich hat in seiner Jugend schwere Prüfungsjahre durchmachen müssen: wer Gelegenheit hatte, in das milde Antlitz zu sehen, wird den Gedanken nicht los, daß hinter dieser Stirn die Erfahrungen der Jugendzeit immer

lebendig geblieben sind und sich kundthun in der stets rücksichtsvollen und wohlwollenden, von wahrer Menschenliebe zeugenden Behandlung aller Fragen, in zähen Festhalten an den durch schwere Kämpfe errungenen Segnungen des Friedens, in der unablässigen Verherrlichung der deutschen Einigkeit unter unserem Kaiserthum.

Die Ehe mit Luise, der Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen, war wie geschaffen, die beiden Fürsten auf das Engste aneinander zu ketten, die unbeeinträchtigt von allen Gegenströmungen nur ein Ziel kannten: ein einiges kraftvolles Deutschland zu sehen.

Wie sehr der Schwiegersohn in Karlsruhe die zukünftige Größe des Prinzen Wilhelm geahnt hatte, noch ehe die verwandtschaftlichen Bande geknüpft waren, hatte sein Bericht an den Herzog von Koburg (1854) gezeigt:

„Im Prinzen Wilhelm liegt allein die Möglichkeit einer Rettung vor dem Untergange Deutschlands.“

Die Raben flogen damals noch um den Kyffhäuser.

Doch schon waren ja Zukunftsdämmerungen erschienen. Immer mehr wollten, um mit Uhland zu sprechen, „die Freiheit, die uns Einheit schafft“. Man war

des Händeringens müde, handeln wollte man. Daß die angesammelte Spannkraft zuerst mit explosiver Gewalt Luft machte und von mancher Zerstörung begleitet war, ist ganz begreiflich. Hier hat Großherzog Friedrich als Jüngling die Folgen mißbräuchlicher Freiheit gesehen, ein um so begeisterter Apostel der wahren Freiheit ist er geworden und geblieben.

Großherzog Friedrichs erste Regierungszeit fällt in Tage der Gährung auf allen Gebieten. Aber einen feindlichen Gegensatz zwischen Fürstenrecht und Volksrecht, so verkündete der Fürst 1861, habe er nicht gefunden. „Fürst und Volk sollten unauf löslich vereint sein unter dem gemeinsamen schützenden Banner einer in Wort und That geheiligten Verfassung.“

Wir wissen, wie später das Bündniß entstand,

Im Sonnenglanze bist du aufgestiegen,
Du uns' res Landes schönster Festestag,
Nun seh' im Wind ich bunte Fahnen fliegen,
Vom Thurm klingt der Feiertags Glocken Schlag,
Laß fleißige Hand, die Arbeit heute liegen,
Heut' feire jeder diesen frohen Tag,
Heut' schauert Euch alle um des Thrones Stufen,
Den Fürsten grüßt mit hellen Jubelrufen.

Und milde blickt er auf die bunten Schaaren,
Sein Auge blüht in heller Freude Glanz,
Ein Held der Kraft in silberweißen Haaren,
Und in dem Schmuck des grünen Lorbeerkranz
Steht er vor Euch, gebeugt nicht von den Jahren,
Der starke Hüter Eures Vaterlands,
Das unter seines Szepters weisen Führen
Des Friedens schönste Gaben heute zieren.

Hört Ihr es rauschen aus des Neckars Wogen
Und aus des Rheines stolzbewegter Fluth:
Vom dunklen Schwarzwald kommt es hergezogen,
Aufflammt es in der Freudenfeuer Gluth —
Von Gau zu Gau ist's jabelnd schnell geflogen,
Und weiter klingt's und rastet nicht, noch ruht:
Heil Dir, mein Fürst, der uns' res Landes Segen,
Gott sei mit Dir auf allen Deinen Wegen!

Trenn wie ein Vater, Fürst von Gottes Gnaden,
So waltest erst Du Deiner Herrscherpflicht,
Und schrittest mit auf jenen Ruhmespfaden,
Die uns aus Nacht dereinst geführt zum Licht,
Du sahst vollenden jene Heldenthaten,
Von denen stammend noch die Nachwelt spricht,
Und Deine Stimme war's, die uns verkündet,
Daß wieder fest das Deutsche Reich gegründet.

Du sahst in Noth und Sorgen Deutschland liegen,
Unringt von seiner Feinde wilder Schaar —
In Deinem Hoffen ließt Du Dich nicht trügen,
Du zagtest nicht, auch wenn es dunkel war,
Du janzdest freudig, als zu stolzen Siegen
Die Schwingen regt' der deutsche Kaiseraar.
Dein helles Auge blickte in die Ferne,
Vertrauensvoll nach Deutschlands Friedenssterne.

Sei uns gegrüßt, Du Held der deutschen Ehre,
Dich grüßt Dein Land, Du Fürst von rechter Art,
Und Dir gelobt es freudig heut' auf's Neue
Den Dank, den es Dir stets so gern gewahrt,
So klinge denn an diesem Tag der Weihe,
Wo sich das Volk um seinen Herrscher schaart,
Der Jubelruf im ganzen Lande kradet:
Heil Friedrich Dir, Du Fürst von Gottes Gnaden!

das für den Kriegsfall ein Heer in Waffen schuf unter preussischer, König Wilhelms, Führung. Die Zeit der Vollendung deutscher Einheit stand bevor. Während Frankreich einzusehen begann, wie die Entwicklung der Dinge immer deutlicher auf Vernichtung des Napoleonismus hinauslief, war Großherzog Friedrich unermüdblich thätig, sein Heer schlagfertiger zu machen. Er sah die „Rache für Sadomo“ kommen; die von ihm eingeführte allgemeine Wehrpflicht sollte bald die Probe bestehen. Bereits im Jahre 1867 verkündete er dem Landtage: „Mein Entschluß steht fest, der nationalen Einigung mit dem norddeutschen Bund unausgesetzt nachzustreben, und gern werde ich und wird mit mir mein getreues Volk die Opfer bringen, die mit dem Eintritt in denselben verbunden sind.“

Preußen konnte damals schon dem Verlangen Napoleons nach Luxemburg mit der Erklärung entgegenreten, die im höchsten Grade erregte öffentliche Meinung zeige, daß die Abtretung des Landes den Krieg bedeuten würde.

Frankreich war, wie ein Staatsmann sagte, bereits „schach und matt“.

Die Mainlinie verschwand; Süddeutschland und Norddeutschland waren eins; des Großherzogs Friedrich Lebensarbeit fand ihren Lohn. Moltke, der in allen

Dingen so fein empfindende Mann, hat die besondere Aufopferung im Thun der süddeutschen Fürsten anerkannt; er sagte: „Es verdient ausdrücklich hervorgehoben zu werden, daß die süddeutschen Fürsten in Umgebung an die gemeinsame Sache und in Vertrauen auf die obere Heeresleitung nicht zögerten, das eigene Land von ihrer aktiven Mitthätigkeit zu entblößen, um sie dem norddeutschen Heere anzureihen. Um so schwerer wog dabei die Verpflichtung des Nordens.“

„Unser Fritz“, der von Allen betrauerte Kaiser Friedrich, sah an dem ihm im Badener Lande entgegenfallenden Jubel, wie sehr Großherzog Friedrich die Saat der Begeisterung ausgestreut hatte.

Schon am Tage nach dem Siege von Weissenburg war Großherzog Friedrich im Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen. Die Eroberung Straßburgs, die Kämpfe von Dijon, Nuits, Belfort (nach Kaiser Wilhelm: „eine der größten Waffenthaten aller Zeiten“) zeigten ihm seine Landeskinde als begeisterte Mitkämpfer für die Verwirklichung des lange ersehnten Werkes. Nach 65jährigem Interregnum war die kaiserlose, die schreckliche Zeit vorüber, und Kronprinz Friedrich Wilhelm durfte in sein Tagebuch schreiben: mir verdanken dies wesentlich dem Großherzog von Baden.

Nach dieser Skizze ereignisreicher Jahrzehnte wird man ermessen, mit welcher Tiefe der Empfindung Großherzog Friedrich in Versailles den ersten Hochruf auf den deutschen Kaiser Wilhelm ausgebracht hat. Des Großherzogs Friedrichs Ruhm ist unsere Geschichte, darf man sagen.

Wenn Kronprinz Friedrich Wilhelm mit dem Wunsche heimkehrte, die Waffenbrüderschaft preussischer und württembergischer, badischer und bayrischer Truppen nie zerreißen zu sehen, so ist Großherzog Friedrich für den Reichseinheitsgedanken auch nach dem Tode des kaiserlichen Dulders, an der Seite des Kaisers Wilhelm II., allezeit kräftig eingetreten. Ungezählte Male hat er bis in die letzten Tage ermahnt, Treue zu zeigen. Herzens- und Gewissenspflicht sei es, am Errungenen festzuhalten.

Wie sehr das badische Volk seinen Landesfürsten liebt, ging am deutlichsten hervor aus Kundgebungen in dem Jahre schwerer Krankheit, in dem der Erbprinz die Regenschaft übernommen hatte. „Einem ganzen Volke danken zu dürfen“ — so schrieb der Beneficent im Jahre 1882 an seinen Sohn — „danken zu dürfen für die in erster Prüfungszeit bewiesene Liebe und Theilnahme: das betrachte ich als ein Vorrecht, dessen hohe Bedeutung Du gewiß mit mir zu würdigen weißt. Durch treue Arbeit für Alle möchte ich am liebsten meinen Dank für die erfahrene Treue bewahren.“

Die Arbeit des Fürsten liegt klar vor uns: das Badner Land zeigt überall die Spuren der Regierungs-

zeit des Großherzogs Friedrich, die seinen Ruhm verkünden.

Das Verkehrsweisen z. B. findet in Baden eifrigste Pflege; die Wissenschaft hat blühende Heimstätten, und man kann nur wünschen, die freie Entwicklung möchte durch keinen Rückschlag gestört werden.

Die Theilnahme an allen größeren Volks- und Kriegerfesten hat den greisen Fürsten seinen Landeskindern auch persönlich nahegebracht. Die von ihm so sinnig als Gottesordnung bezeichnete Treue im Hause, den Sieg der Pflicht, will der Fürst auch im öffentlichen Leben sehen.

Die Hinweise auf sie erfolgen mit derselben Wärme wie die Ausblicke auf die großen nationalen Pflichten, und sie haben über die gelb-rothen Pfähle hinaus viel Gutes gewirkt.

Wir wissen uns einig mit den Besten im Volk, wenn wir unserm Großherzog als den besonnenen, festen Förderer und Schützer bürgerlicher Freiheit und kräftiger Deutschgesinnung unsere herzlichsten Glückwünsche zum jetzigen Jubelfeste darbringen.

B.

Die Ansprache des Großherzogs bei dem Gründungsfeste des Wiesenthäler Militär-Ganverbandes in Schopfheim (1885)

wird in Erinnerungen besonders oft erwähnt. Sie enthält alles Das, was der Fürst seitdem immer wieder hervorzuheben für nöthig findet, und mag in der ursprünglichen Fassung hier Platz finden:

„Meine verehrten Freunde! Mit Freuden bin ich Ihrer Einladung zum heutigen Feste gefolgt. Ja, ich erachte es um so mehr als Pflicht, unter Ihnen zu erscheinen, als mir dadurch Gelegenheit geboten ist, der treuergebenen Gesinnung des alten Markgräflerlandes Rechnung zu tragen.“

Daß ich auf solche Gesinnung rechnen kann, ist mir Freude nicht nur, sondern es ist auch mein Stolz. Sie gründet sich auf Verhältnisse, die Ihnen allen bekannt sind; ich baue darauf, daß Sie danach trachten, ein jeder in seinem Berufe, diese Gesinnungen nach Kräften zu pflegen, diese Verhältnisse immer schöner zu gestalten.

Allein wenn wir auch heute vorzugsweise der Gegenwart uns freuen, so wollen wir doch nicht die Vergangenheit vergessen, eine Vergangenheit, die nicht weniger ehrenvoll ist, als die Gegenwart. Ich meine die Zeit, da der Name Karl Friedrichs auch in diesen Gauen eines ehrenvollen Rufes sich erfreute, der sich vererbte von Vater auf Sohn.

Er hat das geschaffen, worauf wir bauen, und es ist wohl der Mühe werth, in einer Zeit, in der man sich sicher fühlt, auch der Zeit zu gedenken, wo das nicht so war.

Diese Zeiten und ihre allerdings anders gearteten Kriege liegen nicht so fern, daß nicht noch viele unter Ihnen sich derselben erinnern könnten. Schwer war es damals, dem Rufe des Landesherrn zu folgen, und doch folgte das Volk in Treue und Hingebung. Nur durch diese Treue konnte das Geschaffen werden, was heute unser Stolz ist. Diese Treue aber, sie wurde belohnt durch die Zeiten, in welchen sich das Band zwischen Fürst und Volk immer inniger knüpfte und man sich bemühte, die Einigung des deutschen Vaterlandes

nach Kräften zu fördern. Und sicher wären die Empfindungen im Jahre 1870 nicht so gehoben gewesen, wenn nicht früher Zeiten vorerzählend gewirkt hätten. Nur dadurch war es möglich, mit der Begeisterung des Jahres 1870 für die höchsten Güter der Nation einzutreten, und es ist nur gerecht, wenn wir der Vergangenheit mit ebenso viel Stolz als Liebe und Dankbarkeit gedenken.

Anders hat es sich seither gestaltet, da die Einigung durch die Gewalt der Waffen nicht nur, sondern auch durch die gemeinsame Liebe zum Vaterland geschaffen ist. Jetzt handelt es sich darum, das Gewonnene zu erhalten.

Zum Erhalten ist aber nicht nur notwendig, daß wir zusammenhalten, sondern dazu ist nöthig eine echt vaterländische Gesinnung, Liebe zum engeren und weiteren Vaterland, ein starker Sinn für Ordnung und Recht. Dazu ist ein wesentlicher Betrag gegeben durch die Vereine, denen Sie angehören; stammen dieselben doch aus der großen Schule der Ordnung, der Schule der Armee, des deutschen Heeres. Und Sie alle, die Sie einmal unter den Waffen gedient haben, werden mir gerne zugeben, daß es keine bessere Schule gibt, das zu lernen, worauf es in Haus und Familie, in Gemeinde und Staat hauptsächlich ankommt — die Unterordnung, durch welche wir allein fähig werden, zu gebieten.

Zur großen Freude hat es mir auch gereicht, wahrzunehmen, daß Ihre Vereine bestrebt sind, die Nächstenliebe zu betheiligen durch Unterstützung der Kameraden und ihrer Angehörigen.

Diesen Geist der Ordnung und Liebe haben wir um so mehr Ursache zu pflegen, als in unserer Zeit sich stark, gegenheilige Strömungen geltend machen. Ich berühre es nicht weiter. Sie wissen schon, was ich meine. Bekämpfen Sie diesen Geist mit dem Geiste derjenigen Liebe, die Ihnen heute im Gottesdienste in so meisterhafter Rede von der Kanzel verkündet worden; denn die Liebe ist eine Macht, die über vieles hinweg hilft und die Kraft verleiht, auch Schweres zu tragen und durchzukämpfen. Meine Absicht, Meine theueren Freunde, indem ich so rede, mit großen Entschlossenheit, ist die: daß ich kundgeben will, wie ich über Ihre Vereine und deren Bestrebungen denke. Ich kann Sie nur auffordern, auf der betretenen Bahn weiter zu schreiten, und wenn Sie das thun, und ich glaube, daß Sie es thun, so werden Sie auch Ihr Ziel erreichen: die Einigung Aller, wie sie auch denken, welcher Konfession sie angehören mögen, zur Aufrechthaltung der Ordnung und der Geseze und alles dessen, was im Staate und in Gesellschaft damit zusammenhängt. Und wollen Sie den untrüglichen Weg zu diesem Ziele wissen?

Unser Hebel hat ein Wort gesprochen, das Sie alle kennen:

„Und wenn de amme Ehrizweg stohsch
Und nümme weisch, wo's amnegoht,
Halt still un frog di G'wisse z'erst,
's cha dü tisch, Gottlob, un folg' sim Roth.“

Unser Hebel hat den rechten Ton angeschlagen. Er hat zwar das Wort gesprochen zu einer Zeit, wo man fast verlernt hatte, was „deutsch“ sein heißt. Sie wissen es. Folgen Sie seinem Fingerzeig. Fragen Sie in zweifelhaften Fällen zuvor Ihr gutes deutsches Gewissen, und Sie werden den rechten Weg niemals verfehlen!

Indem ich nochmals dafür danke, daß Sie mich eingeladen haben, an Ihrem Feste Theil zu nehmen, danke ich zugleich für die freundliche Weise, mit der Sie mich angenommen. Der Herr Bürgermeister Grether hat so werthe und liebevolle Worte gesprochen, daß es mir schwer wird, die rechten Dankesworte zu finden. Ich erwidere das, was er gesprochen hat, mit dem Wunsche, daß die Stadt Schopfheim blühen und gedeihen und die alte Treue stets erhalten möge.“

Verjährtter Groll.

Roman von Georges Ohnet.

(Nachdruck verboten.)

14

„Und dann?“
„Dann? Ja, dann fangen die eigentlichen Schwierigkeiten erst an. — Du magst Dich Fräulein Guichard gegenüber noch so großer Zuverlässigkeit besleißigen, — es wird Dir nichts nutzen, wenn Du nicht gemeinsame Sache mit ihr gegen mich machst; sobald Du ihr bekennst, daß wir versöhnt sind, ist der Teufel los und Du kannst dann selbst sehen, was Geistes Kind sie ist. — Denn jetzt, mein Junge, kannst Du sie noch nicht beurtheilen, — jetzt kennst Du sie noch nicht.“

„Du bist so gut,“ entgegnete Maurice und blieb stehen, „daß ich mich wirklich kaum getraue, eine etwas gewagte Frage an Dich zu stellen. — Gesezt den möglichen Fall, — würdest Du Dich zu einer Versöhnung mit Fräulein Guichard verstehen?“

„Wenn es Dein Glück ist, versteh' ich mich zu allem! Aber sieh die Sache nicht falsch an, — den Anstoß dazu kann nur Clementine selbst geben. Ich habe ihr niemals etwas böses gethan, außer daß ich mich nicht Baron von Pontournant nennen wollte und sie schließlich sitzen ließ. Also könnte ich ihr höchstens jetzt noch meine Hand anbieten, — und ich versichere Dir, daß ich sogar diesen Heroismus hätte.“

„Dann ist alles gut! — Du stellst Dir ihren Groll viel schlimmer vor, als er ist. Das Alter hat ihre Gefühle gedämpft. — sie denkt jetzt viel ruhiger.“

„Hast Du eine Ahnung! — Der Wein wird allenfalls süßer, wenn er lange liegt, — aber der Essig wird mit dem Alter noch schärfer, — und Clementines Schärfe. — oh, wenn Du die erst kennstest, würdest Du mir andere Geschichten erzählen.“

„Onkel!“

„Damit will ich durchaus nicht meine Worte von vorn zurücknehmen, gewiß nicht. Mein Entschluß ist gefaßt. Aber ich weiß genau, was er zu bedeuten hat. Vor zwanzig Jahren bin ich vor dem Abgrund zurückgeschreckt, — diesmal würde ich mich hineinstürzen! War es nicht ein gewisser Curtius, der damals in Wehr und Waffen zu

Rom in einen Erdbalt sprang, um die Götter durch sein Opfer zu versöhnen?“

„Gewiß, — das war ja das Sujet für das Bild, mit dem ich mich zum ersten Mal um die große Medaille bewarb!“

„Nun also, — diesen heldenhaften Märtyrer werde ich mir zum Vorbild nehmen! — Aber wenn ich erst drunten angelangt bin — daß Du mich nicht allein läßt, hörst Du?“

„Wir alle beide werden bei Dir sein, um Dir Gesellschaft zu leisten, — Dir zu danken, — Dich zu lieben.“

„Dann gut, — also abgemacht! — Nun sei aber heute doppelt so gut zu mir, denn von morgen an leben wir getrennt. — So will's die Staatsraison!“

Unter solchen Gesprächen hatten sie die Gartenthür ihrer Villa in Montretout erreicht. Sie traten ins Haus und verbrachten den Abend damit, gemeinsam Zukunftspläne zu schmieden. —

Am anderen Tage um die Mittagsstunde machte Maurice, genau nach der Weisung Rouffels, seinen Besuch in Celles-Saint-Cloud und wurde ohne weiteres vorgelassen. Im Salon mußte er eine Weile warten. Offenbar wollte Fräulein Guichard sich Zeit lassen, zu überlegen, was sie ihm sagen wollte, oder wünschte sie, daß Hermine vor ihm in einer einnehmenden Toilette erscheinen sollte.

Aber wider sein Erwarten erschien die Dame des Hauses allein und trat ihm mit unwirklicher Stirn entgegen.

„Ich bin erfreut, Sie zu sehen, Herr Aubry,“ redete sie ihn mit sehr gemessenem Tone an. „Sie waren jedenfalls krank, da wir seit vierzehn Tagen nichts mehr von Ihnen gehört haben.“

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, — krank war ich nicht.“

„Ach was?“ entgegnete Clementine, und ihre Stimme war noch spitzer. „Dann waren Sie verweist. —?“

„Doch nicht, gnädiges Fräulein; — ich war die ganze Zeit über in Montretout.“

„So in der Nähe? Wirklich?“ antwortete sie mit beißender Ironie. „Welcher Grund hat Sie alsdann abgehalten, zu uns zu kommen?“

„Ich hatte allerhand Aerger. — eine Familienszene. Mein Vormund ist zurückgekehrt und da —“

„Und da?“ forschte Clementine in brennender Neugierde.

„Da kam es zu allerhand heftigen Auseinandersetzungen.“

Die Worte wollten ihm nur schwer von den Lippen. Wäre seine Liebe zu Hermine nicht so stark gewesen und hätte ihm Rouffel nicht vor seinem Beggange seine Hand nochmals so dringend eingeschärft, er hätte sich nicht einschließen können, eine solche Komödie zu spielen. Zum Glück brauchte er seine Sache gar nicht sehr geschickt zu machen. Schon hatte sich Fräulein Guichards Haltung gänzlich verändert; der strenge Ausdruck ihres Gesichtes war verfliegen, die Wolken von ihrer Stirn verschwunden und ihr liebenswürdigstes Lächeln strahlte Maurice mit einem alten Freunde entgegen. Sie ergriff seine Hand, zog ihn neben sich auf den Divan und sagte mit freudig glänzenden Augen:

„Sie Vermisster, — das müssen Sie mir erzählen!“

Und nun berichtete er alles, was ihm Rouffel empfohlen hatte, und angesichts der triumphirenden Aufregung Clementines ward ihm nur zu bald schon klar, wie recht sein Vormund gehabt hatte. Ja, jetzt sah er selbst: die einzige Triebfeder für Fräulein Guichards Zorn und Laffen war ihr unverföhnlicher Groll. Alles andere in ihrer Existenz trat zurück vor dem Bedürfnis, Fortschlehtes zuzufügen. So deutlich, so zum Greifen klar war ihm das plötzlich, daß er sich bezwingen mußte, nicht aufzuspringen und laut auszurufen: „Aber das alles, was ich Ihnen erzähle, ist ja erlogen und erfunden von Anfang bis Ende! Mein Vormund ist der beste Mensch von der Welt und würde lieber, als mir den geringsten Schmerz zu verursachen, alles vergessen, was Sie ihm gethan haben, und sich mit Ihnen ausöhnen.“

Dazu kam es jedoch nicht. Fräulein Guichard hatte sich erhoben und einem Bedienten geklingelt, dem sie auftrug: „Ich lasse Fräulein Hermine bitten, hierher zu kommen.“

Die wenigen Worte genühten, bei Maurice alle Strampel schwinden zu lassen. Jetzt dachte er nur noch daran, daß er seine kleine Madonna wiedersehen sollte und daß er dann ihr Bild nach der Natur vollenden können würde.

(Fortsetzung folgt.)